



Sybil Volks
Wintergäste

Roman

dtv
DIGITAL

Kämpfen zu lernen. Er wollte sich den ersten K.o.-Schlag für seinen Vater aufheben. Tausendmal hat er sich ausgemalt, wie dieser große, starke Mann mit verblüfftem Ausdruck zu Boden geht, wenn sein Sohn das erste Mal im Leben zurückschlägt. Stattdessen hat er, als er wieder einmal auf dem Schulhof vermöbelt werden sollte, im Zorn einen jüngeren Mitschüler so hart geschlagen, dass er ihn verletzte.

Was gäbe er jetzt für eine Zigarette! Aber damit wird er nicht wieder anfangen, nach all den Qualen, die ihm das Aufhören damals bereitet hat. Ein Ausdruck von Schwäche ist das, weiter nichts. Und außerdem schlecht für die Kondition. Schnellen Schrittes geht Jochen an den vielen Türen vorbei durch den Flur, immer geradeaus. Es gibt augenblicklich nur einen Weg. Er wird die Konsequenzen seines Handelns tragen, was auch immer der Chef und der Meister für richtig halten. Und zu Hause muss er endlich aufräumen. Wenn Gesa nicht in der Lage ist, diesem Drama ein Ende zu setzen, wird er es tun. Sie muss ausziehen, und zwar bald und endgültig. Höchste Zeit, dass ihre Wege sich trennen. Besser ein sauberer Schnitt ... Kurz vor der Tür zum Chefbüro lässt ihn das Klingeln seines Smartphones zusammenfahren.

»Jochen«, ruft ihm atemlos Kerrins Stimme ins Ohr, »gut, dass ich dich erreiche! Gesa geht nicht ans Telefon.«



»Mit einem weinenden und einem lachenden Auge erinnern wir uns an die Tage und Stunden, die wir mit ihr erleben durften.« Bei jedem Wort aus Berits Mund bildet sich ein Atemwölkchen. Und mit den weißen Wölkchen ihres Atems, die sich zu einer Wolke verdichten, ballen sich auch die Worte zu Satzgebilden und stehen für einen Augenblick still in der Winterluft.

Die Wasserstoffmoleküle des warmen Atems werden in der kalten Luft zu Wasserdampf, hat Berit irgendwo gelesen, aber was, fragt sie sich, wird aus den in die Luft gesprochenen Wörtern. Lösen sie sich in Nichts auf, sind sie für immer verhallt und verschwunden? Oder gehen die einzelnen Silben und Laute ebenfalls in einen anderen Aggregatzustand über, verwandeln sich in ein neues Element? Vielleicht, denkt sie mit Blick auf den Erdhügel neben der Grube, sinken sie zu Boden und bilden hier und da einen Wortschatz, der darauf wartet, gehoben zu werden. Und mit jedem Windstoß fliegen Buchstabenwolken umher, unsichtbar wie Pollen, und setzen sich in den Gehirnen nichts ahnender Passanten fest.

Lieber nicht an Pollen denken, sagt sich Berit und lässt den Blick über den winterlichen Friedhof schweifen. Noch ist die Welt schön kahl und kühl, von einer Schicht glitzernden Raureifs überzogen. Sicher ist es mühsam gewesen, im gefrorenen Boden das Grab auszuheben, auch wenn es nur klein ist. Plötzlich wird Berit die Stille bewusst, seit ihre letzten Worte verklungen sind. Jemand räuspert sich, jemand hustet. Die Pause war schon viel zu lang. Konzentrier dich.

»Sie hat uns geliebt, wie wir sind – nicht weil wir klug oder schön, erfolgreich oder reich wären. Auf ihre eigene, aparte Art hat sie uns geliebt und hatte auch sonst stets ihren eigenen Kopf.«

Ein Schluchzen kommt aus dem Kreis der Trauernden. Auch Berits Augen haben sich mit Tränen gefüllt, sie muss schniefen, die Gesichter der Trauernden verschwimmen. Von Angehörigen konnte man kaum sprechen in diesem Fall. Eine Gratwanderung war es, die treffenden Worte zu finden. Menschlich sollten sie klingen – oder eben nicht zu menschlich.

»Für ihre Lieblingspeisen ließ sie alles stehen und liegen.« Berit legt ein leises Lächeln in ihre Stimme. »Wenn wir friedlich in den Kissen lagen, entschwand sie in abenteuerliche Nächte, und unsere geschäftigen Tage verbrachte sie auf ihrem abgewetzten Sessel in unerreichbaren Traumwelten.«

Ein paar Köpfe im Gegenlicht nicken, leises Lachen erklingt in Erinnerung an heitere Stunden mit der Entschlafenen. Doch Berit muss wieder schniefen. Eine Frau löst sich aus der Trauergruppe, reicht ihr ein Taschentuch und drückt ihr tröstend die Hand. Berit schnäuzt sich. Sie schämt sich. Ihre Augen jucken und tränen, das Kribbeln in Rachen und Nase nimmt von Minute zu Minute zu. Es wird höchste Zeit, dass die vor ihr aufgebahrte Aimee Semiramis in die Grube gesenkt wird. Samt rotem Samtkissen, Goldhalsband und Gummibeißmaus. Und vor allem samt ihrem Fell.

»Es heißt, eine Katze hat sieben Leben«, bringt Berit mit belegter Stimme hervor. »Aimee Semiramis hat aus allen sieben das Beste gemacht. Doch heute sind wir hier versammelt, um ihr ›Auf Wiedersehen‹ zu sagen.« Sie räuspert sich. »Bevor sie in die ewigen Jagdgründe ...«

Das Kribbeln wird unerträglich, ein gigantischer Niesanfall braut sich zusammen. Genau in dieser Sekunde rettet sie der Hund. Die Dogge ist herangepircht, baut sich vor dem Kissen mit Aimee Semiramis auf und kläfft die Wehrlose an. Pietätlos ist das, ungezogen, ja hundsgemein. Genau das geben die Hinterbliebenen der Katze, die sich mutig zwischen diese und die Dogge werfen, dem Hundebesitzer zu verstehen. Jenem Herrn mit gerötetem Gesicht, der sich aus dem Trauerzug mit totem Hund gelöst hat, um dem lebenden Tier hinterherzueilen.

»Tölen an die Leine!«, faucht dieselbe Frau ihn an, die Berit noch eben sanft das Taschentuch gereicht hat.

»Unser Hund hat seinen Kameraden verloren«, blafft der Mann mit einer Geste in Richtung des ins Stocken geratenen Tölentrauerzuges. Dann winkt er seine Dogge heran. »Komm, Marschall! Was verstehen diese Muschis schon von Kameradschaft.«

Einen Moment sieht es aus, als wollten sich die versammelten Muschis auf Marschalls Herrchen stürzen. Doch sie besinnen sich auf den würdigen Anlass und wenden ihm wortlos eine Front von Rücken zu. Berit hat die Gunst der Stunde genutzt, um etwas abseits herzlich zu niesen. Kurz darauf wird Aimee Semiramis endlich im Grab versenkt, und Berit ist

dankbar für jede Schaufel Erde, die zwischen sie und das Katzenhaar geworfen wird. Schönes schwarzes Katzenhaar übrigens. Sie hat gar nichts gegen Katzen. Jedenfalls ist ihr nichts dergleichen bewusst. Vielleicht sollte sie mal eine Therapie machen, da käme bestimmt etwas zutage.

Die Trauergemeinde hat sich aufgereiht und kondoliert den hinterbliebenen Katzenmüttern. Eine von beiden ist eine Exfreundin von Johanna – ihrer eigenen Exfreundin seit ein paar Monaten. Was für ein hässliches Wort, und irgendwie traf es die Sache auch nicht. Befreundet waren sie ja noch, Johanna und sie, nur die Liebe war gegen die Wand gefahren und heillos verbeult. Vielleicht rührten daher ihre Kopfschmerzen und schlimmen Träume, die Folgen eines Schleudertraumas sozusagen. Wegen ihrer Ex jedenfalls wollte Johanna heute nicht für Berit einspringen und an ihrer Stelle die Rede halten. Obwohl es abzusehen war, dass Berit Rotz und Wasser heulen würde, an den verkehrten Stellen und aus den falschen Gründen. Doch Johanna war hart geblieben und wiederholte das gleiche Mantra wie seit Jahren: Sie, Berit, müsse sich dringend desensibilisieren lassen. Wenn sie in dieser Welt bestehen wolle, könne es nicht angehen, dass sie von jedem Furz Ausschlag und Pickel bekomme.

Natürlich war es blöd gewesen, muss Berit zugeben, unvorteilhaft nicht zuletzt für sie selbst, ihren Kontostand, ihre Nacht- und Seelenruhe, dass sie die gut bezahlten Reden zu Parteitagen und Firmenjubiläen aufgegeben hatte. Mit dem Wort »nachhaltig« hatte alles angefangen. Gefühlt fünfzig Mal kam dieses Wort in der Jubiläumsrede eines Energiekonzerns vor, der die Umwelt seit Jahrzehnten nachhaltig mit Atommüll zumüllte – einer Jubiläumsrede, die sie selbst nach Vorgaben aus der Chefetage verbrochen hatte. Und während sie die Rede schrieb, breitete sich hartnäckiger, um nicht zu sagen nachhaltiger Ausschlag auf ihren Händen aus. Es juckte sie so lange auf und in den Fingern, bis sie die Löschtaste drückte. Später kamen andere Wörter hinzu. Als sie sich laut die frisch verfertigte Rede für eine Politikerin vorlas, wie sie es immer tat, bevor sie einen Text ablieferte, ploppte bei jeder »Integration« ein Bläschen an ihren Lippen auf. »Gelungene Integration« – plopp. »Integrationsbereitschaft« – plopp-plopp. Weiter im Text mit »Assimilation«, »Toleranz« und »Akzeptanz« – plopp-plopp-plopp. Unschön war das, unschön und schmerzhaft.

Also hatte sie fortan nur noch Reden zu privaten Anlässen verfasst: runden Geburtstagen, goldenen Hochzeiten, Trauerfeiern. Trauerreden brachte sie in der Regel bläschenfrei über die Bühne. Doch, Trauerreden lagen ihr ganz besonders. Das sollte ihr zu denken geben, meinte Johanna. Ebenso wie der jährliche Rentenbescheid, seit sie nur noch Privatmenschen ihre Worte lieh. Überhaupt: Sie, Berit, müsse sich dringend desensibilisieren lassen. Ansonsten würde sie unweigerlich in Altersarmut enden, trotz ihrer Titel und Talente. Und warum?, fragte Johanna. Bloß weil ihr Heucheln und Lügen Herpes verursachten, antwortete Johanna. Jeder Mensch lüge, statistisch gesehen, achtzig Mal täglich, wusste Johanna, und

allein ihrer Anpassungsfähigkeit verdanke die menschliche Spezies ihr Überleben. Doch der einzelne Mensch, entgegnete Berit, verdanke es nicht selten seiner Halsstarrigkeit. Aber was half es, bring mal geschwollene Worte über ebensolche Lippen. Ganz abgesehen vom Küssen, das Johanna den überreagierenden Mundschleimhäuten – das Wort »hysterisch« hatte sie nur einmal verwendet – verweigerte. Wahrscheinlich hatte Johanna ganz recht mit dem Überreagieren. Das Problem war, dass Berit von Johannas Rechthaben ebenfalls Pickel bekam.

»Danke!« Ihre Hand wird ergriffen. Eine der beiden Katzenmütter steht vor ihr und lächelt sie mit geröteten Augen an. »Danke für die bewegende Rede.«

Katzenmutter zwei ergreift die andere Hand. »Das werden wir dir nie vergessen.«

Berit denkt an ihren stockenden Redefluss, den nicht gerade professionellen Auftritt und schaut zu Boden.

»Dass du Tränen geweint hast«, setzt die Frau enthusiastisch hinzu, »um eine dir fremde Katze!«

Die Trauergesellschaft ist gegangen, Berit spaziert über das nun menschenleere Gelände des »Tierhimmels«. Ganz ähnlich wie ein Menschenfriedhof sieht die Anlage aus, mit Bäumen, Hecken und Rasenflächen, Grab- und Urnenfeldern, Blumen und Grablichtern, nur dass die Gräber und Grabsteine kleiner sind, die Tiere in der Regel keine Nachnamen haben und keinen freien Platz neben sich, der auf den Ehepartner wartet. Auf einem Feld mit winzigen Gräblein und bunt bemalten Steinen drehen sich Windräder wie auf Kindergräbern. Zu Weihnachten sind Wellensittich Hansi Strohsterne und Hirse spendiert worden; den Ratten Sexpistol und Teenspirit wurden zwei Totenköpfe aus Marzipan beschert.

Ihre erste Tiertrauerrede ist das heute gewesen, und Berit ist nicht sicher, ob sie diesen Berufszweig ausbauen möchte. Das Honorar war noch geringer als bei Menschen, weil auch die Tiere und die Trauer kleiner waren. Vielleicht würde sie besser entlohnt, wenn sie mehr große Worte verwendete? Andererseits musste man sich hier nicht gegen maßlose Verzweiflung wappnen, gegen Ausbrüche untröstlicher Trauer am Grab, die allerdings auch bei Menschen erstaunlich selten vorkamen. Doch die stille Trauer ging ebenfalls ans Herz, und die Rednerin musste vor allem eines wahren: die Fassung. Eben darum gab sie das Redenhalten gerne an ihre Freundin und nun Exfreundin ab, auch wenn dadurch noch weniger Geld für sie übrig blieb. Denn Johanna konnte immer und überall reden und bewahrte zuverlässig die Fassung. Sie war in der Lage, jedes gefragte Gefühl in ihre samtige Stimme zu legen, und zwar an den passenden Stellen, wurde nicht wie Berit grundlos rot, verhaspelte sich oder lächelte, wenn es weiß Gott nichts zu lächeln gab.

Berit war glücklich damit, die Reden als unsichtbarer Geist zu schreiben. Überhaupt wäre sie liebend gerne öfter als unsichtbarer Geist unterwegs. Menschen waren so überaus spannend – aber sie redeten zu laut, fragten zu viel und rückten zu nahe. Verströmten

durchdringende Gerüche, Ansichten und Stimmungen. Kurz und gut, die Nähe der Mitmenschen bot einigen Anlass zur Pickelbildung. Stundenlang mit einer Gruppe Unbekannter in einem Aufzug stecken zu bleiben oder tagelang in einer Berghütte eingeschneit zu sein, das wäre ihre ganz persönliche Hölle, denkt Berit. Obwohl, noch schlimmer wäre es womöglich mit einer Gruppe Bekannter. Oder mit der eigenen Verwandtschaft.

Berit fühlt sich flau im Magen und lehnt sich an den Stamm einer kahlen Ulme. Sie sollte sich wirklich angewöhnen, vor Trauerreden und Friedhofsbesuchen zu frühstücken. Krähen flattern um den von einer Hecke nur halb verdeckten Komposthaufen unweit der Gräber, hacken mit den Schnäbeln in den Kompost und nach einander. Die Sonne erscheint ihr übertrieben grell für Ende Dezember, das Gekrächze der Krähen übertrieben laut. Aber daran sind vermutlich Gregor und Judith schuld, die darauf bestanden haben, noch gestern Nacht, als sei es die letzte ihres Lebens, das Polarlicht zu sehen. Geradezu gezwungen haben sie Berit, sich bis zum Morgengrauen mithilfe koffeinhaltiger Limonaden und energiegeladener beschwingter Musik wach zu halten. Dabei war die Geschichte noch nicht an dem Punkt mit dem Polarlicht, der den Höhepunkt der Erzählung bilden sollte und folglich für den Schluss vorgesehen war. Oder kurz vor Schluss, frühestens.

Gregor und Judith, von ihr erfunden und ohne sie gar nicht auf dieser Welt, hatten sich zunächst im Schneefeld zu verlaufen, zu verlieben und zu verlieren. Und zwar ohne Handy, Kompass und Polarlicht. Seit wann waren die Figuren die Bestimmer und nicht die Autorin? Fehlte bloß noch, dass sie Mitglied bei GABI wurden – der »Gewerkschaft abhängig beschriebener Individuen«.

Berit sieht Judith und Gregor inmitten eines Fahnenmeers in einem endlosen Demonstrationszug marschieren. »Wir sind die Helden!« steht auf den Transparenten oder »Mindestwortschatz für alle!«. Einträchtig paradieren Anna Karenina und Lisbeth Salander, Jane Eyre, Josef K. und Harry Potter an ihr vorbei, vorneweg die Wanderhure, der talentierte Mr. Ripley und der aus dem Fenster gestiegene Hundertjährige. »Nieder mit der allwissenden Perspektive!«, brüllt Fräulein Smilla ins Megafon, Lady Macbeth und Madame Bovary dreschen auf Sambatrommeln ein, Miss Marple bläst in die Trillerpfeife, dass einem die Ohren abfliegen, und alle gemeinsam skandieren: »Protagonisten aller Genres, vereinigt euch!«

Berit massiert sich die Schläfen. Ja, die vergangene Nacht war kurz und schlaflos. Zuerst Gregor und Judith mit ihrem Gegreine nach dem Polarlicht – jetzt und auf der Stelle! –, bevor sie mit ihren albernem Schneeschuhen aufstampften, sich bäuchlings auf den Boden warfen und mit den schneebeschuhten Füßen in der Luft strampelten. Fieberhaft hat sie nach einem Mittel gesucht, die beiden zum Schweigen zu bringen. Gab es noch Wölfe da oben? Fallen für Wölfe? Konnte man den Klimawandel so weit beschleunigen, dass ihnen in baumloser Steppe der Ruf nach dem Polarlicht in den ausgedörrten Kehlen stecken blieb? Schließlich, sie hat